

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 51 (1964)
Heft: 8: Städtisches Wohnen

Rubrik: Stadtchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rungsrat Zschokke konnten sich die Basler ihres Witzes erfreuen. Von außen, aus dem Rheinland nämlich, bombardierte dann Albert Schulze Vellinghausen Basel mit einem Feuerwerk, das sein Publikum (Ausnahmen vorbehalten) in helle Freude versetzte.

Nach der Prüfung der Jubiläums-«Bilanz» mischten sich Ehrenmitglieder (neu unter anderem: Georg Schmidt, Alberto Giacometti, Serge Poliakoff), Mitglieder und Gäste im Kunsthalle-Garten zu einem fröhlichen Fest.

Die Kunsthalle begeht ihr Jubiläum mit zwei Ausstellungen: «Bilanz. Internationale Malerei seit 1950» und «125 Jahre Basler Landschaft». Damit sind die beiden Aufgaben umschrieben, die der Kunstverein zu erfüllen hat, seit ihm Prof. Dr. Wilhelm Barth – Konservator von 1909 bis 1933 – seine jetzige Form gab: einerseits über das internationale Kunstgeschehen zu informieren, andererseits der Stadt das Schaffen ihrer Künstler vorzustellen. c. h.

Fünfzig Jahre Unterstützungskasse für schweizerische bildende Künstler, 1914–1964

Im Juni 1914 wurde auf Initiative des damaligen Präsidenten des Schweizerischen Kunstvereins, Roman Abt, die Unterstützungskasse für schweizerische bildende Künstler gegründet. Zu Ehren seines fünfzigjährigen Bestehens hat dieses Hilfswerk eine mit statistischen Tabellen ausgestattete Denkschrift herausgegeben und an einer unpräzisen Feier allen Helfern seinen angelegentlichen Dank bezeugt. Zu den Gründermitgliedern (Schweizerischer Kunstverein und GSMBA) kamen 1915 die öffentliche Kunstsammlung der Stadt Basel und 1963 die Gesellschaft der Malerinnen und Bildhauerinnen hinzu. Seit 1955 gibt es die Kategorie der Gönnermitglieder, zu welcher zahlreiche Kantone gehören. Aber schon seit ihrer Frühzeit durfte die Kasse vom Bund und von vielen öffentlichen und privaten Geldgebern Spenden erhalten. Grundsätzlich ist sie jedoch auf dem Prinzip der Selbsthilfe und Solidarität aufgebaut, indem die Mitglieder des Schweizerischen Kunstvereins, der GSMBA und der GSMB+K gehalten sind, bei Käufen oder Aufträgen von Bund, Kantonen, Gemeinden oder andern öffentlich-rechtlichen Körperschaften eine Pflichtabgabe an die Unterstützungskasse abzuliefern. Diese Abgabe beträgt für Maler 2% und für Bildhauer 1% des Verkaufserlöses oder Werkpreises. So konnten bisher 33% der Einnahmen durch solche Pflichtleistungen erbracht und damit 69% der Unter-

stützungen finanziert werden. Diese sollen bewährten Künstlern über unverschuldete Notlagen hinweghelfen. Seit 1944 ist dem Hilfswerk, das bisher 2168 Unterstützungsgesuchen mit einem Aufwand von insgesamt 1140000 Franken entsprechen konnte, eine Krankenkasse (ohne persönliche Beiträge) für schweizerische bildende Künstler, welche 1050 Mitglieder zählt, angegliedert worden. Beide Kassen zusammen leisteten in den letzten Jahren ungefähr je 100000 Franken. Um das Hilfswerk haben sich als Vorstandspräsidenten Dr. Gottfried Schaertlin, Dr. Hans Koenig und seit 1954 Prof. Dr. Emile Marchand, als langjährige Vizepräsidenten Sigismund Righini und Willy Fries besonders verdient gemacht.

E.Br.

Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

*Jahresversammlung in Biel
13. bis 15. Juni*

Es lag dem Vorstand und den beiden neu gefestigten Kommissionen daran, an der 84. Jahrestagung den heute besonders stark empfundenen Zusammenhang zwischen Inventarisierung und Denkmalpflege darzulegen. An der vorausgehenden Pressekonferenz stellte Prof. Dr. Hans R. Hahnloser (Bern) als Präsident den nunmehr vollamtlich für die Gesellschaft beschäftigten PD Dr. Emil Maurer vor, der die Denkmalpflege als eine wissenschaftliche Disziplin charakterisierte und sie auf die Erkenntnisse verwies, welche sie aus den «Kunstdenkmälern der Schweiz» und den Archiven der Inventarisierung gewinnen kann. Diese Dokumentation liefert oft entscheidende Argumente für eine Restaurierung und muß mit den Befunden am Kunstwerk kombiniert werden. Nachdem Dr. Maurer seine eigenen Erfahrungen als Inventarierer und Denkmalpfleger bei der Erforschung und Erneuerung der Stadtkirche in Brugg als Beispiel erwähnt hatte, machten mehrere Mitarbeiter am Kunstdenkmälerwerk ähnliche Mitteilungen aus ihrer wissenschaftlichen Arbeit und der Praxis der Denkmalpflege.

An der Generalversammlung berichtete Prof. Hahnloser über die angespannte Tätigkeit aller Organe der Gesellschaft. Das von Dr. Ernst Murbach (Basel), dem leitenden Redaktor der «Kunstdenkmäler der Schweiz» ebenfalls redigierte Mitteilungsblatt «Unsere Kunstdenkmäler» erscheint jetzt in bereicherter Form und hat ein gediegenes Sonderheft zur Expo herausgebracht. Ebenso leitet Dr. Murbach die Edition der «Schweizerischen Kunstführer», deren Reihe stetig wächst und die eine selbsttragende Unternehmung geworden sind.

Als Präsident der Redaktionskommission mußte Dr. Albert Knoepfli (Frauenfeld) bekanntgeben, daß nur der erste Freiburger Stadtband von Marcel Strub in diesem Jahre erscheinen kann, der abschließende fünfte Berner Stadtband von Paul Hofer und Luc Mojon dagegen erst nächstes Jahr an die über 8250 Mitglieder ausgeliefert wird. Bisher sind 49 Bände des Gesamtwerkes erschienen. Für 1965 werden sodann vorbereitet: der dritte Basler Kirchenband von François Maurer und ein Band von Marcel Grandjean über die Profanbauten der Stadt Lausanne. Trotz dem unerbittlichen Rhythmus der Publikationsfolge sind auch für die anschließenden Jahre je zwei Bände zu erwarten; in mehreren Kantonen geht die Inventarisierung ebenfalls vorwärts oder ist im Anlaufen begriffen.

Prof. Alfred A. Schmid (Freiburg) berichtete über die Arbeit der Wissenschaftlichen Kommission (Neubearbeitung des «Kunstführers der Schweiz» von Hans Jenny).

Den Tagungsteilnehmern wurden ein Rundgang durch Stadtkirche und Altstadt von Biel, ein wissenschaftlicher Vortrag von PD Dr. Ellen J. Beer (Bern) über die Bieler Glasmalerwerkstatt von 1457 und an den beiden folgenden Tagen Exkursionen in das Mittelland und den Jura geboten.

E.Br.

Stadtchronik

Berner Stadtbauchronik

Stadtplanung ist nicht Verkehrsplanung

Wohl keine andere Schweizer Stadt war so wie Bern imstande – dank einer großartigen Altstadt und einer topographischen Lage, die ihresgleichen sucht –, ihre städtebaulichen Sorgen und Fehlentscheide vor dem Blick des Besuchers bis auf den heutigen Tag zu verheimlichen. Diese beiden – die Natur und die städtebaulichen Großtaten der Ahnen – schienen unzerstörbar und verführten die Berner dazu, sich um die weitere Entwicklung ihrer Stadt keine großen Sorgen zu machen. Man bekannte sich zum Prinzip «erhalten und behüten» und machte selbst den Neubau des Bahnhofes zu einer Renovation. Das Wachstum des Verkehrs schien für den Berner das einzige Anzeichen des Wandels der Zeiten zu sein, und dem Verkehr allein war er gewillt, bauliche Konzessionen zu machen. Die Verkehrsfachleute wurden unentbehrliche Ratgeber, später autonome Planer. Und heute besteht die gro-

teske Lage, daß die Verkehrsplanung die einzige der Öffentlichkeit bekannte Stelle ist, die sich um Berns Städtebau kümmert. Mit dem Resultat, daß Projekte für die Stadt Bern allein vom Standpunkt des Verkehrs aus entwickelt werden, unter Ausschluß architektonischer, soziologischer, medizinischer und ökonomischer Gesichtspunkte. Diese von der Stadt ausgearbeiteten Projekte, die bisher relativ harmlose Eingriffe in die Stadtstruktur betrafen, sind heute allgemein geworden und befassen sich mit weittragenden Veränderungen der Stadt. Ein Beispiel dafür ist das anfangs Juni veröffentlichte sogenannte «Sofortprogramm» zur Lösung der innerstädtischen Verkehrsprobleme. Solche an sich bis ins Detail fachmännisch studierten Projekte sind trotz allem einseitig. Ja es besteht die Gefahr, daß mit Zustimmung zu den vorgelegten Projekten die Möglichkeit einer Gesamtlösung für immer verbaut wird und daß nicht nur die scheinbar so realistisch betrachteten Verkehrsprobleme ungelöst bleiben, sondern daß Probleme akut werden, die heute noch latent sind. Wir werden in den kommenden Nummern des WERK an dieser Stelle jene Probleme besprechen, die man vor irgendwelcher Detailplanung erörtern müßte. Wir werden auch zeigen, daß der Verkehr nicht die Ursache, sondern eine Folge städtebaulicher Entscheidungen unter anderen ist.

Aus soziologischer Sicht

Eine empirisch-soziologische Untersuchung über den Wohnungsbau in der Stadt Bern, von Dr. Rolf Bächtold*, führt uns am raschesten zu den Punkten, von denen aus der Soziologe den Städtebau betrachtet. Dr. Bächtolds Arbeit bezieht sich auf Bern, ist jedoch, wie verschiedene Vergleiche mit ähnlichen Untersuchungen zeigten, im großen und ganzen auch für andere Schweizer Städte gültig. Eine wichtige Einschränkung wurde vorgenommen: Es wurden nur verheiratete Frauen über die Wohnverhältnisse ihrer Familien befragt. Die Untersuchung gilt nicht für die Wohnsituation der Einzelpersonen. Das Untersuchungsgebiet ist in sechs Bezirke eingeteilt: Innere Stadt, Länggasse-Felsenau, Mattenhof-Weißbühl, Kirchenfeld-Schoßhalde, Breitenrain-Lorraine, Bümpliz-Oberbottigen. In diesen Gebieten wurde eine Umfrage durchgeführt, die nicht auf die Beantwortung einer bestimmten Detailfrage ausgerichtet war, sondern die Wohnung, das Haus, die Umgebung, die Freizeit, die Nachbar-

schaft betrifft. Die Antworten wurden noch in Beziehung zu Alter, Einkommen, Beruf, Wohnungsgröße usw. gebracht, so daß als Resultat ein umfassendes Bild der Wohnsituation in Bern (und bis zu einem gewissen Grade der Schweizer Stadt überhaupt) vorliegt. Es ist unmöglich, Bächtolds Arbeit hier eingehend zu besprechen. Wir beschränken uns deshalb darauf, einige uns besonders interessant scheinende Feststellungen herauszugreifen und Schlußfolgerungen daran zu knüpfen, die in Punkten zusammengefaßt werden. Diese Punkte sollen nichts anderes sein als ein Hinweis auf einige der vorhin erwähnten – von der heutigen Planung vergessene – Probleme.

Problem 1: Der Zug vom Land in die Stadt und der Auszug aus der Innerstadt

Sind die Berner echte Städter? Denken und handeln sie städtisch? – Eine Antwort: 43% der befragten Frauen sind auf dem Land aufgewachsen, 13% in Siedlungen unter 10000 Einwohner, das heißt, die Mehrzahl wuchs nicht in der Stadt auf. Nur 4% möchten lieber in einer andern Stadt und nur 3% auf dem Lande wohnen. Die Bevölkerung lebt gerne in Bern, ist jedoch nicht ausgesprochen städtisch zu nennen.

Im Kapitel über die Bevölkerungsentwicklung finden wir eine Aufstellung, der wir entnehmen, daß Bern, verglichen mit Zürich oder Städten im Ausland, nicht sehr rasch wächst. Hingegen ist eine stetige Entvölkerung der Innerstadt im Gange, die die Bevölkerung in diesem Gebiet seit 1900 um 61,3% verminderte, so daß nur noch 5% aller Berner auf der Aarehalbinsel leben. Die Außenquartiere stiegen dagegen um mehrere Hundert Prozent, und Bümpliz hat eine Zunahme von 625% zu verzeichnen. Trotzdem bleibt die Altstadt das kulturelle und geschäftliche Zentrum. Wenn also die gesetzlich erlaubte Siedlungsdichte nicht erhöht wird, müssen immer weitere Landstriche um Bern herum überbaut werden. Die Quartiere, die unmittelbar an der Innerstadt liegen, werden zu Durchgangsquartieren mit Verkehr, der nicht ihr eigener ist.

Problem 2: Der Lärm

Auf die Frage: «Was schätzen Sie besonders an Ihrem Quartier?» steht die Antwort, «die guten Verkehrsverbindungen» mit 56% an erster Stelle, hingegen «die Ruhe» mit 5% an allerletzter Stelle. An der Spitze der Kritik steht: «Straßenlärm, Lärm von Fabriken und Geschäften, Lärm der Spielplätze.» Diese Aussagen sind eindeutig und zeigen, wie sehr die Wünschbarkeit einer Verkehrsverflüssigung von Planern, Politikern und Presse überschätzt wird. Die Verkehrsverbin-

dungen genügen, der Lärm jedoch ist zu groß. Was heute aber geplant wird, ist eine Vergrößerung des Verkehrsvolumens und eine Verstärkung des Lärms.

Problem 3: Die wachsende Bedeutung der Freizeit und die unterschiedlichen diesbezüglichen Forderungen an den Städtebau

Bächtold stellt fest, daß die Freizeit neben der Arbeitszeit zu einem gleichwertigen Begriff wird. Dies gilt sicher für alle Industrieländer. Charakteristisch für Bern oder die Schweiz aber ist, daß die Freizeit in der gegenwärtigen Überbeschäftigung gar nicht besonders groß ist und daß Schlafen und «Nichtstun» zu den begehrtesten Freizeitbeschäftigungen zählen (66/75%). Wenn aber die knappe Freizeit durch Schlafen ausgefüllt ist, kann kein reges kulturelles Leben außerhalb der Familie (Besuche, Theater, Konzerte, Kinos, Restaurants, politische Versammlungen usw.) entstehen. Die politische Interesslosigkeit des Berners (Schweizers) ist bekannt. Was mehr erstaunt, ist, daß Bächtold auch in bezug auf sonstiges Ausgehen eine große Zurückhaltung feststellt (29% der Frauen sind am liebsten zu Hause, gehen nur aus, wenn unbedingt nötig. Drei Viertel der Frauen und drei Fünftel der Männer verbringen höchstens einen Abend pro Woche auswärts). Sofort taucht die Frage auf: Woher kommen denn die Leute, die vor den Kinos Schlange stehen, wieso sind die Restaurants überfüllt und Sportveranstaltungen ausverkauft? Wenn nicht die Familien ausgehen, so können es nur die Ehepaare (24,5%) und die Ledigen (26%) sein. Dies deutet auf ein großes Problem hin. Nur 50% der Bevölkerung sind in einer Familie zu Hause; die andere Hälfte lebt allein oder provisorisch. Der Wohnungsbau hat bis heute nur einen wirklichen Standard-Wohnungstyp geschaffen, die Drei- bis Vierzimmerwohnung mit Küche und Bad für drei- bis vierköpfige Familien. Die Ledigen wohnen entweder zu groß in einer solchen für sie unpassenden Wohnung oder zu klein in Untermiete. Wir haben also zwei zahlenmäßig ungefähr gleich große Gruppen, die einander entgegengesetzte Lebensweisen führen und auch gegensätzliche Forderungen an die Stadt und den Städtebau stellen.

Problem 4: Der Wunsch nach Flexibilität

Nur 56% der befragten Hausfrauen können ihre Zimmer nach ihrem Wunsch einrichten, ohne durch die grundsätzliche Gestaltung (Anordnung von Fenstern, Türen usw.) gestört zu sein. Die übrigen 44% müssen wohnen, wie der Entwerfer es will. Diese Diktatur des in vielen Fällen überdies noch unfähigen Erbauers von

*Rolf Bächtold: Der moderne Wohnungs- und Siedlungsbau als soziologisches Problem – Deutung einer empirischen Untersuchung in der Stadt Bern. Kirschgarten-Druckerei, Basel 1964, Diss.

Wohnungen scheint uns heute – dreißig Jahre nach Mies van der Rohe's ersten «offenen» Grundrissen – ein Anachronismus. Dr. Bächtold baute sehr geschickt auch Fragen bezüglich der Flexibilität in seine Interviews ein. Das Resultat: 69% aller Befragten bezeichneten flexible Wohnungsgrundrisse als Fortschritt. Unter jüngeren Leuten (bis 44 Jahre) waren sogar 75% Befürworter. Diese Zahlen sind unabhängig vom Einkommen.

Unter flexiblem Wohnungsgrundriß versteht Dr. Bächtold einen, der außer dem festen Küche-Bad-Block alle übrigen Räume in Größe und Anordnung variabel läßt. Diese Flexibilität ist vor allem in Mehrfamilienhäusern nicht einfach durchzuführen, und es existieren heute erst wenige Vorschläge zu solcher Bauart. Es sieht fast so aus, als ob der Architekt, der sich so oft rühmt, der Zeit voraus zu sein, und nicht selten versuchte, die Leute «wohnen» zu lehren – als ob dieser Architekt ein wenig an Ort getreten sei und heute Mühe habe, Lösungen zu bringen, die mit der Aufgeschlossenheit seiner Kundschaft Schritt halten können.

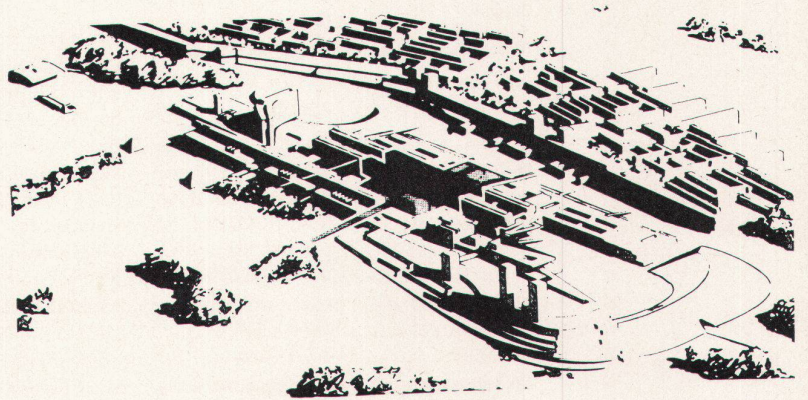
Ganz ähnliche Probleme bestehen auch in größerem Rahmen, im Städtebau. Auch hier wird bis jetzt starr projiziert, so daß später, unter veränderten Bedingungen, keine Anpassung mehr möglich ist. Martin Geiger

Städtebau

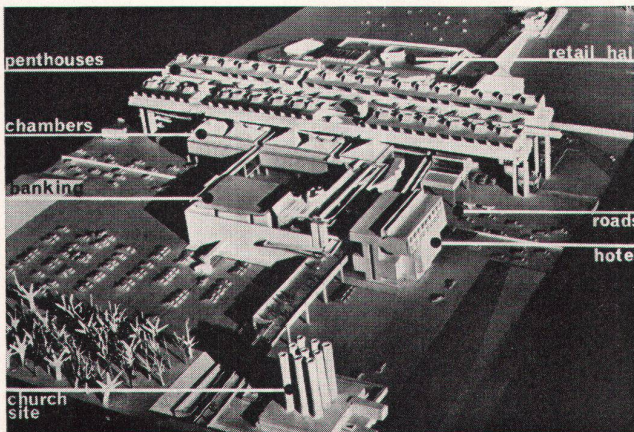
Das Stadtzentrum von Cumbernauld

Die Stadt Cumbernauld ist für das Zeitalter des Motorfahrzeugs entworfen, gedrängt und mit höchstmöglicher Trennung von Fahrzeugen und Fußgängern. Das zentrale Gebiet wird die hauptsächlichlichen Läden, Geschäfte, Vergnügungstätten und öffentlichen Ämter und Dienste enthalten und wird entlang dem Hügelrücken errichtet werden. Die Cumbernauld Development Corporation begann nun mit der ersten Phase dieses

Projektes, nämlich dem Fußgängerzentrum. Der Erfolg solcher Einkaufszentren anderer Städte hat bewiesen, daß die Leute gerne abseits des Lärms und der Gefahr der Motorstraßen einkaufen, sofern man ihnen einen leichten Zugang mit Privatwagen und Bussen bietet und Möglichkeit, in der Nähe der Läden zu parkieren. In Cumbernauld wird die Trennung der Fußgänger und Fahrzeuge vertikal erfolgen durch die Anordnung eines Zentrums auf mehreren Ebenen mit unterirdischen Straßen und Parkplätzen. Passagiere und Güter werden mit Liften, Treppen, Rampen oder anderen Hebevorrichtungen auf die Einkaufsebenen geführt. Alle Dienstleistungen und Annehmlich-



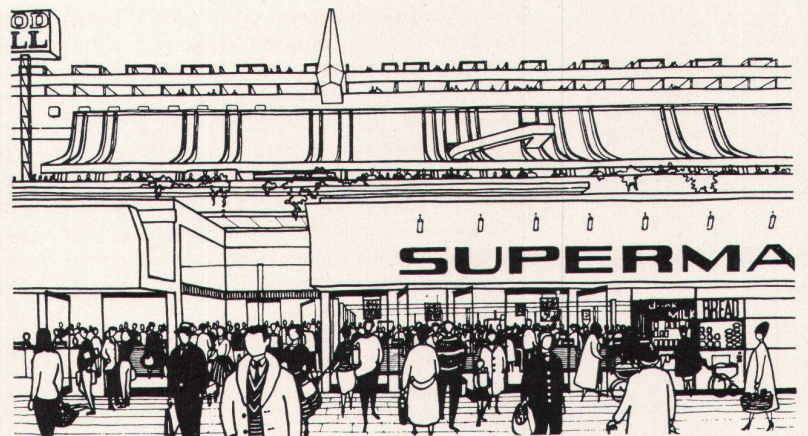
1



2

1 Blick auf das Zentrum von Cumbernauld

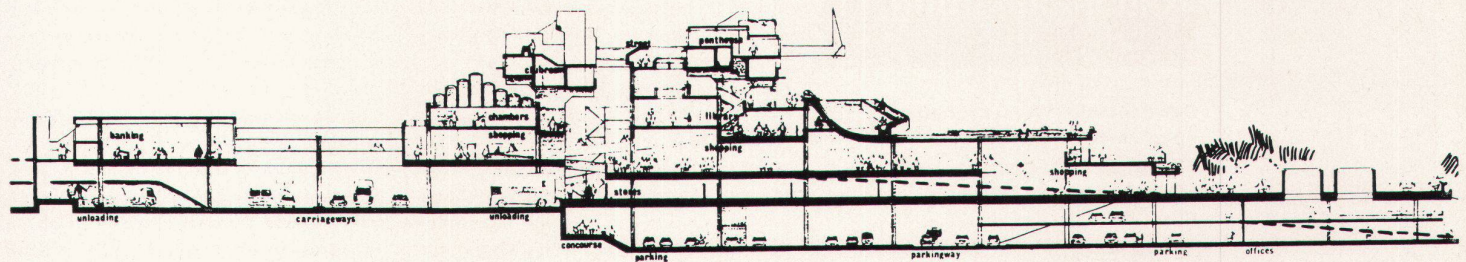
2 Modell des Zentrums



3

3 Detail; Blick vom Shopping Centre auf die Dachgärten

4 Querschnitt durch das Zentrum mit horizontaler und vertikaler Erschließung



4